

Achtziger Jahre im Gedicht

Von Urs Allemann, Basler Zeitung, 7.2.1987

*

lyrik

ich rate ihnen gut
sagte er
und fasste mich am arm
wenn sie ihr treu bleiben
läuft sie ihnen weg

Adrian Naef

*

Wir haben keine Zeit. Deshalb lesen wir schnell. Manchmal zu schnell. Einen Fünf-oder Sechszeler schlucken wir mit einem Blick herunter. Statt Zeile für Zeile von Anfang an zum Schluss uns voranzutasten, nehmen wir alles fast gleichzeitig wahr. So sind wir, mit dem Gedicht beginnend, auch schon fertig damit. Was als sprachlicher Ablauf in der Zeit organisiert ist und gelesen werden möchte, wird von unserem gefräßigen Blick zu einem Moment zusammengezogen. Minigeschichten, kalkulierte Abenteuer verdinglichen wir zu zeitlosen Botschaften. Fürs genussreiche Nachspielen der dynamischen Binnenentwicklung lyrischer Gebilde tauschen wir so im besten Fall das genussarme Erörtern statistischer Sinnfragen ein.

Was gewinnen wir also, wenn wir Adrian Naefs „lyrik“ langsam lesen? Das Gedicht wird nicht schwerer dadurch. Es ist leichtgewichtig und *bleibt* leicht, auch wenn wir, um seinen Tricks auf die Spur zu kommen, einen Trick anwenden: die Zeitlupe. (Einen Trick, allerdings. Zeile für Zeile zu lesen ist ein durchaus „unnatürlicher Kunstgriff.) Das Gedicht wird auch nicht tiefer - es schießt nicht nach unten. Was sich verändert unterm Zeit-Mikroskop, ist die Oberfläche des Texts. Lesen wir ihn „am Stück“, so entgehen uns die feinen (Zeilen-)Risse und (Zeilen-)Brüche, die sie strukturieren. Weniger verräumlicht ausgedrückt: Hier ist eine Überraschungs- und Desillusionierungsdramaturgie am Werk, und langsam lesen müssen wir schon, weil sonst die Erwartungen, die enttäuscht werden sollen, gar nicht erst aufgebaut werden. „lyrik“, der Titel verheisst wenig Gutes. Lyrik ist schon schlimm genug, und nun Lyrik über Lyrik . . . Wir machen uns aufs Ärgste gefasst. Ein poetologischer Sermon in gebundener Sprache könnte folgen, ein schales Lehrgedicht, ein verstiegener Gedankenbraus, ein Bekenneröhren. Etwas Abstraktes, etwas Gefühliges, etwas Unersperrliches jedenfalls.

„ich rate ihnen gut“ Das ist dreist. Den hohen Ton zwar hat der Autor sich verkniffen, und auch Herzblut fließt vorderhand nicht. Pfauig pflanzt der Mann sich vor uns auf und

bescheinigt sich gleich selber: der Rat, den er uns zu geben gedenkt in Sachen Lyrik, ist prima. Ich-Lyrik von der eitelsten Sorte scheint angesagt. Wir sind im Bild: Ich = Sprecher = Autor; = Ihnen (durch die Kleinschreibung lassen wir uns auf keine falsche Fährte locken) = Adressat = wir. Immerhin werden wir nicht geduzt, dafür sind wir dankbar: Dichter, die gleich vertraulich werden, schätzen wir nicht.

„sagte er“ Hoppla, das wohl nichts Adieu, Ich-Lyrik. „ich“, das ist ein Dritter. Nicht *der Autor* kündigt uns einen guten Rat an, sonder ein Herr „er“ hat einmal einem oder einer einen angekündigt. Ein „Erzählgedicht“ also. Aber wer ist der Herr „er“? Ein erfahrener Dichter auf dem Sprunge, einem jüngeren Kollegen ein paar Tips zu geben, was man tun und was man tun und was man lassen sollte beim Herstellen von Versen? Schliesslich heisst das Gedicht „lyrik“. Anfangs war uns gar nicht wohl bei diesem Titel, jetzt fängt er allmählich an, uns zu interessieren. Er wird von Zeile zu Zeile stärker.

„und fasste mich am arm“ Eine dringliche Geste. Herr „er“ wird handgreiflich. der gute Rat, den er dem Autor (das ist jetzt raus) zu geben hat, scheint ihn selber in einen Zustand einiger innerer Erregung zu versetzen. Nanu: kein Weiser? Aber was ist das für ein Rat? Wir wollen ihn *endlich* hören (wir sind in der dritten - mit Titel: vierten - Zeile; „natürliche Lesezeit“, um hierher vorzudringen: ca. zwei Sekunden.

„Wenn sie ihr treu bleiben“ Na also, da kommt er, der Rat. „Wenn Sie der Dichtkunst treu bleiben, junger Freund, Dann werden Sie noch Grosses zuwege bringen.“ Mühelos antizipieren wir diesen oder einen vergleichbar erbaulichen Schluss. Allerdings: Woher dann jene innere Erregung? Und wozu das ganze Gedicht, das sich, wie es jetzt aussieht, stark in Richtung Null-Anekdote bewegt?

„läuft sie ihnen weg“ Uns ist es auch weggelaufen, das Gedicht nämlich. Es hat uns stehenlassen, hat uns ausgetrickst. Offenen Maules gaffen wir ihm hinterdrein. Nix Dichter, nix Lyrik Kolleg. Sonder ein alternder Chauvi, dem es womöglich nicht mehr ganz nach Wunsch läuft - darum vielleicht die dringliche Geste -, buchstabiert auf einer Party aus dem küchenpsychologischen Herren-ABC. Da ist einer, der ganz genau weiss, wie die Weiber zu nehmen sind, und alle Welt und, weil er grad rumsteht, den Autor einlädt, sein Wissen zu teilen.

Adrian Naefs Gedicht macht sich die öde Männer-Maxime, die freilich als aphoristische Lebensweisheit eine lange Karriere hinter sich hat, nicht zu eigen. Er kritisiert sie auch nicht. Er rückt sie bloss, das ist der lyrische Kommentar, in den Kontext einer Situation. Der eignet durchaus etwas Komisches. Der die Distanz als Mittel zum Festhalten, zum Fesseln empfiehlt, rückt seinem Opfer in der Gesprächssituation selber ganz ohne Distanz auf den Leib. Das solche Gesprächspartner einem untreu werden und es einem so ersparen, ihnen wegzulaufen, wünscht man sich in der Tat.

Aber „lyrik“ - wieso „lyrik“? Ist sie es, die wegläuft, wenn wir ihr treu bleiben? Fallen Gedichte am Ende dem Lyriker nur zu, auf unlyrischen Pfaden wandelt? Ist *das* vielleicht ein Stück lyrischer Arbeit, Sottisen umfunktionieren, dass aus psychologischem Unfug poetologischer - gar poetischer Fug wird? Dem Banalen eine Vierteldrehung geben, so dass es, in seiner Alltagsfassung gelockert, ein poetisches Eigenleben und eine emblematische Dignität gewinnt, die es alsbald wieder verlöre, würde es in eine Deutung geschraubt?

Nicht festschrauben - losschrauben! Jetzt sind sie dran. Jetzt spielen Sie.